

Grössen oder Zwecke?

Eine Besinnung auf die Aufgaben der Wirtschaftstheorie

Von Robert Liefmann

Mit der Gegenüberstellung: Grössen oder Zwecke? wird wohl am kürzesten und prägnantesten das Problem bezeichnet, das den Kern aller Unvollkommenheiten, Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten in der bisherigen Wirtschaftstheorie bildet. Wenn dieser grundlegende Zweig der Wirtschaftswissenschaft heute ein Chaos darstellt, indem kaum ein Satz ihrer Lehren unbestritten geblieben ist, und wenn gerade eine Übereinstimmung über die Erklärung der allgemeinsten wirtschaftlichen Zusammenhänge bisher nicht erzielt werden konnte, so beruht das darauf, dass man sich nicht darüber klar geworden ist, ob die wirtschaftlichen Vorgänge als Grössen oder als Zwecke erklärt werden können oder müssen. Man kann das auch anders ausdrücken und sagen, dass noch Unklarheit darüber bestehe, ob die Wirtschaftswissenschaft als eine «Güterlehre», eine Naturwissenschaft oder als eine Geistes-, Zweck- oder Kulturwissenschaft aufzufassen sei.

Doch wäre es verfehlt, aus solchen philosophischen Begriffen und überhaupt von der Philosophie her den Gegenstand und das Wesen der Wirtschaftswissenschaft deduzieren zu wollen. Das ist oft versucht worden, hat aber nur zu philosophischem Gerede und nicht zu einer Klärung wirtschaftstheoretischer Probleme geführt. Was das Wesentliche der Erscheinungen und Vorgänge ist, die wir wirtschaftliche nennen, das kann nicht von der Philosophie her bestimmt werden, sondern es ergibt sich aus dem «Erfahrungsobjekt» selbst, indem wir das Einheitliche, was allen wirtschaftlichen Erscheinungen zugrunde liegt, das sogenannte Identitätsprinzip der Wirtschaftswissenschaft richtig erfassen. Richtig, d. h. so, dass von ihm aus die wirtschaftlichen Vorgänge als etwas Einheitliches erklärt werden können, wodurch die Vielgestalt des Wirtschaftslebens dem menschlichen Verstande begreiflich wird. Dabei kommt man dann schliesslich auf den Gegensatz: Grössen oder Zwecke? Kann das Einheitliche der wirtschaftlichen Erscheinungen in den Gütern liegen, kann die Wissenschaft daher materialistisch, substantiell-naturwissenschaftlich als «Grössenlehre der Güter» verstanden werden, oder ist sie eine Wissenschaft von Zwecken, eine Geistes- oder Kulturwissenschaft? Ist letzteres der Fall, dann kann das Einheitliche nicht in den äusseren Objekten, den Gütern und deren Produktion liegen, sondern nur in etwas Geistigem, menschlichen Zwecken. Gewiss liegt die erste Auffassung nahe und ist schon, wie hier nicht ausgeführt zu werden braucht, durch die Geschichte der Wissenschaft nahegelegt. Dennoch ist die Güterlehre, die Quantitätsnationalökonomie, wie man sie nennen kann,

erst in den letzten Jahrzehnten bewusst vertreten, ausgebildet und — kann man wohl sagen — auf die Spitze getrieben worden. Das erklärt sich zum Teil auch aus dem naturwissenschaftlichen Zeitalter; die grossen Erfolge der Naturwissenschaften führten zu dem Glauben, dass man deren Betrachtungsweisen und Methoden auch in der Wirtschaftswissenschaft anwenden könne. Und so ist für die grosse Mehrheit der heutigen Wirtschaftstheoretiker eine naturwissenschaftlich-exakte Betrachtungsweise noch einfach Axiom. Gerade diese Richtungen haben sich, besonders in den angelsächsischen Ländern, in dem berechtigten Bestreben, Positives zu leisten, nur sehr wenig auf die, vor allem in Deutschland beliebten methodologischen Erörterungen eingelassen. Diese sind auch, wie gesagt, über philosophische Allgemeinheiten, oft sehr zweifelhafter Gültigkeit, meist nicht hinausgekommen.

Die Güterlehre, die Quantitätsnationalökonomie ist nahegelegt allein schon durch die übliche Definition des Wirtschaftens als Sachgüterbeschaffung, zumal auch diejenigen, die den Wirtschaftsbegriff nicht in dieser Weise beschränken, dann tatsächlich doch nur die Sachgüterbeschaffung, die Produktion betrachten, was z. B. in der «Lehre von den Produktionsfaktoren» zum Ausdruck kommt, die fast überall im Mittelpunkt steht. Aber darüber hinaus: Spielen nicht Quantitäten, ziffernmässige Größen bei den wirtschaftlichen Vorgängen in der Tat eine viel grössere Rolle als in jeder anderen Geisteswissenschaft? Sind denn die Preise, deren Erklärung mit Recht als Hauptaufgabe aller Wirtschaftstheorie gilt, nicht Ziffern, Größen, Quantitäten, und liegt es nicht nahe, Relationen zwischen diesen Größen und den Gütermengen, die im Tauschverkehr umgesetzt werden, herzustellen und aus deren Betrachtung Gesetze zu gewinnen, welche den Naturgesetzen zumindest ähnlich sind?

Das ist alles wahr. Aber keines der so gefundenen «Gesetze» hat allgemeine Anerkennung gefunden, hat vor allem auch nur im geringsten dazu beigetragen, die altüberlieferten Probleme der Wirtschaftstheorie ihrer Lösung näherzuführen. Im Gegenteil, das Chaos der Wirtschaftstheorie ist durch diese naturwissenschaftlich-mechanistischen Richtungen noch gewaltig verstärkt worden. Prinzipiell leugnet auch wohl niemand, dass die wirtschaftlichen Vorgänge auf menschliche Zwecke zurückgehen und aus ihnen zu erklären sind. Wenn eine solche Erklärung heute nicht beliebt ist, so beruht das darauf, dass die meisten, die sie versucht haben, in eine falsche Psychologie hineingeraten bzw. von ihr ausgegangen sind (Grenznutzenlehre), und das hängt wiederum damit zusammen, dass die Vulgärökonomie niemals von der naturwissenschaftlich-materialistischen Bestimmung ihres Identitätsprinzips losgekommen ist. Erst in meinen Schriften, seit 25 Jahren, ist diese Auffassung des Wirtschaftens als Güterbeschaffung und damit das Identifizieren von Wirtschaften und Produzieren nicht nur kritisiert und als unbrauchbar nachgewiesen, sondern auch durch ein wirtschaftstheoretisches System auf anderer, abstrakterer Grundlage, mit einem an menschliche Zwecke und Erwägungen anknüpfenden Identitätsprinzip, ersetzt worden.

Die klassische Nationalökonomie kam mit ihrem Ausgang vom Volksreichtum von selbst zur Güterlehre; denn der Volksreichtum besteht nur in Sach-

gütern. Aber auch als man immer mehr zu einer individualistischen Betrachtungsweise überging, blieb man doch bei dem materialistischen Identitätsprinzip stehen. Besonders typisch ist das bei der österreichischen Grenznutzenlehre, die zwar vorgab, eine psychologische Theorie zu sein, aber in ihren älteren Hauptvertretern, deren Arbeiten vor den meinigen liegen, durchaus und extrem materialistisch-quantitative Züge aufweist. Was will es anders besagen, wenn sie mit ihrer Wertbestimmung durch den Grenznutzen glaubten, «den Güterwert auf ein Mass bringen zu können»! Sie sind materialistisch allein schon dadurch, dass sie — auch bei der Preistheorie — einen gegebenen Gütervorrat voraussetzen, während selbst nach der materialistischen Wirtschaftsauffassung die Aufgabe der Theorie doch nur in der Erklärung bestehen kann, in welchem Umfang man sich Güter beschafft.

Auch sonst ist die sogenannte subjektive Wertlehre genau so materialistisch-quantitativ eingestellt wie die klassische. Dabei wirkt der Ausgang vom Volksreichtum und die Bezeichnung Volkswirtschaftslehre noch immer nach, und auch der am Anfang aller Lehrbücher stehende Satz, dass das Wirtschaften durch die Knappheit an Gegenständen der äusseren Natur verursacht werde, führt von selbst zu einer materialistischen Wirtschaftstheorie, zur Identifizierung von Wirtschaften und Produzieren. Und diese Gleichsetzung ist auch, wenn auch meist stillschweigend, immer beibehalten worden. Es ist für ihre Vertreter selbstverständlich, dass hinter den Geldvorgängen Gütermengen und Vorgänge der Produktion stehen. Einkommen und Preise sind für sie Gütermengen, die Lehre von den Produktionsfaktoren steht im Mittelpunkt, das Einkommen aus Boden und Arbeit wird als selbstverständlich angesehen, da sie ja Produkte liefern, ein ungeheurer Scharfsinn aber wird darauf verwendet, auch das «Kapital» als Produktionsfaktor nachzuweisen und den Kapitalzins daraus abzuleiten ¹⁾, eine Zurechnung des Wertes der Genussgüter an die Produktionsmittel entsprechend ihrer produktiven Mitwirkung gilt als Axiom, Angebot und in der Regel auch die Nachfrage sind gegebene Gütermengen usw.

Angesichts dieser Einstellung ist es kein Wunder, wenn die zweite Generation österreichischer Theoretiker, an ihrer Spitze J. Schumpeter, sich zu einem grossen Teil der aus den angelsächsischen Ländern kommenden extremen Quantitätsnationalökonomie und ihrer funktionalen Betrachtungsweise anschloss. Auch diese stammt aus der dort immer noch herrschenden klassischen Schule, bildete aber in der Grenzproduktivitätslehre eine Vermischung von dem Gedankengut mit der Grenznutzenlehre, und zwar auf extrem materialistischer Grundlage. J. B. Clark hat es als die Aufgabe seines Werkes, «Distribution of wealth», 1899, bezeichnet, «zu zeigen, dass die Verteilung des Einkommens der Gesellschaft (also eine Gütermenge!) durch ein Naturgesetz beherrscht wird, das, wenn es ohne Reibung wirken würde, jedem Teilnehmer an der Produktion die Summe von Gütern zuteilen würde, welche dieser Teilnehmer geschaffen hat»! «Zu jedem Teilnehmer ein ausscheidbarer Anteil

¹⁾ Umgekehrt beruht die Kritik des Marxismus am «Kapital» auch ihrerseits auf dieser materialistischen Grundlage, der Güterlehre.

an der Produktion und für jeden eine entsprechende Belohnung — so lautet das Naturgesetz der Verteilung.»

Noch immer sieht man heute hinter dem «Geldschleier» Vorgänge der Produktion, die Einkommen werden den Produktionsfaktoren zugerechnet. So sieht z. B. C. van Dorp das Problem der Wirtschaftstheorie darin, wonach sich der Anteil von Arbeit und Kapital am Produkt bemisst ¹⁾, und 90 % aller heutigen Nationalökonomien bemerken gar nicht die Sinnlosigkeit dieser typisch materialistischen Fragestellung. Ähnlich z. B. noch neuestens bei W. Eucken, «Kapitaltheoretische Untersuchungen», und zahllose theoretische Arbeiten aus der neuesten Zeit könnten hier zitiert werden ²⁾.

Da man solche und ähnliche Problemstellungen nicht lösen konnte, aber doch auf der Grundlage der materialistischen Wirtschaftsauffassung ihre Sinnlosigkeit nicht erkannte, begann man einen anderen Weg einzuschlagen, um doch bei einer Grössenlehre der Güter und der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise bleiben zu können: man lehnte die Kausalbetrachtung überhaupt ab. So ist die sogenannte funktionale Betrachtungsweise aufgekommen, die nur Beziehungen zwischen Preisen, Einkommen und Gütermengen konstatieren will und durch Variation ihrer «Daten» zu allgemeinen Schlüssen und Gesetzen über wirtschaftliche Zusammenhänge kommen zu können glaubt. Sie legt dabei regelmässig eine statische Auffassung der Wirtschaft, d. h. einen momentanen Querschnitt und bestenfalls einen sich immer in gleicher Weise vollziehenden Wirtschaftsablauf zugrunde, ferner merkwürdige Quantitätsvorstellungen von wirtschaftlichem Gleichgewicht, was beides vollkommen willkürliche, dem tatsächlichen Wirtschaftsverlauf widersprechende Fiktionen sind. Auf dieser Grundlage glaubt ein grosser Teil der heutigen Nationalökonomien Wirtschaftstheorie treiben zu können, wobei Mathematik, Gleichungen u. dgl. eine grosse Rolle spielen.

Darüber ist zu sagen: derartige Methoden und Betrachtungsweisen gehören überhaupt nicht in die Wirtschaftstheorie und leisten nichts für ihre Probleme. Sie gehören allein in die Statistik und Wirtschaftsbeschreibung. Es mag von Interesse sein, im einzelnen Fall konstatieren zu können: wenn dieser Preis sich so und so geändert hat, haben jene Preise und Einkommen darauf so und so reagiert. Das besagt aber nichts über den einzelnen Fall hinaus und gar nichts für andere Preise und Einkommen. Kurzum, der Glaube, dass die Preistheorie und ebenso die Erklärung anderer allgemeiner Zusammenhänge

¹⁾ «Agio oder Lohnfonds?» Archiv für Sozialwissenschaft, 1931, 66. Bd., Heft II, S. 284.

²⁾ Als Beispiel eines viel beachteten Autors seien hier nur die theoretischen Schriften von J. Maynard Keynes genannt. In seiner neuesten Allgemeinen Theorie der Beschäftigung geht er von zwei ganz unmöglichen Postulaten aus, wobei nur an dem zweiten einige nebensächliche psychologische Ergänzungen gemacht werden: 1. Der Lohn ist gleich dem Grenzerzeugnis der Arbeit! 2. Der Nutzen des Lohnes ist, wenn eine gegebene Arbeitsmenge beschäftigt wird, gleich dem Grenzschaden dieser Beschäftigungsmenge! Dass diese Voraussetzungen und überhaupt die gesamten Grundlagen der klassischen und Grenzproduktivitätstheorie, wenigstens in Deutschland, längst mit den schärfsten Argumenten bestritten werden und dass sie in meiner Lehre durch ein System auf ganz anderer Grundlage ersetzt sind, wird ignoriert.

des Wirtschaftslebens zur Erfüllung ihrer Aufgaben «Daten» brauche, ist ein fundamentaler logischer Fehler. Gegenstand der Theorie ist immer nur das allgemeine, sie hat die allgemeinen Zusammenhänge des Wirtschaftslebens zu erklären, nicht aber hat sie aus «Daten» irgendwelche «Grössen» zu «bestimmen» oder «abzuleiten», wie man immer wieder bei den Quantitätsnationalökonomern lesen kann. Es ist daher grundfalsch, wenn selbst ein so scharfer Gegner der mechanistisch-naturwissenschaftlichen Theorie wie Ernst Schuster¹⁾ noch neuestens meint, der Einwand gegen die Funktionalisten sei nicht, dass sie nicht auf Ursachen und Zwecke eingehen, sondern dass sie als Datum behandeln, was kein Datum ist. Auch das wird zumeist zutreffen, aber das Arbeiten mit «Daten» und die Anwendung von Mathematik dabei widerspricht sowohl logisch wie sachlich der Aufgabe der Wirtschaftstheorie. Wo mit Daten und funktionaler Betrachtung operiert wird, da kann man getrost von vornherein annehmen, dass für die Erklärung allgemeiner wirtschaftlicher Zusammenhänge, die Aufgabe der Wirtschaftstheorie ist, nichts geleistet wird.

Denn für sie ist die Kausalbetrachtung nun einmal nicht zu entbehren. Nur sie ist wirkliche Erklärung. Man will — um ein Hauptproblem aller bisherigen Wirtschaftstheorie an den Anfang zu stellen — erklärt haben, warum ein Zins bezahlt wird; man will ganz allgemein zeigen können, wie die Preise und Einkommen entstehen und begnügt sich nicht mit der Konstatierung von Grössenveränderungen; man will die allgemeinen Ursachen der Krisen erklären, feststellen, wie weit sie in der Struktur der heutigen Wirtschaft begründet sind, und dafür wieder muss man die allgemeinen Grundlagen dieser Struktur richtig verstanden haben. Kurz, alle Wirtschaftstheorie ist Kausalerklärung, und der heutige Verzicht der funktionalistischen Richtungen auf sie ist nur eine Ausflucht, eine Verlegenheitsmassregel, weil auf der Grundlage der technisch-materialistischen Wirtschaftsauffassung die Kausalbetrachtung versagte. Statt sich zu fragen, ob nicht der ganze Ausgangspunkt ihrer Lehren, die materialistische Wirtschaftsauffassung, falsch sei und ob man nicht mit einer anderen, abstrakteren, viel weiter komme — was übrigens in meinen Schriften längst nachgewiesen war —, verzichtete man, um die überlieferte Problematik der materialistischen Richtungen zu retten, auf die Kausalbetrachtung überhaupt. Stillschweigend hielt man natürlich doch an einer technisch-naturwissenschaftlichen Kausalität fest, an dem Irrglauben, als ob hinter den Gelderscheinungen Vorgänge der Produktion, statt psychischer Vorgänge, Erwägungen ständen, die Gelderscheinungen nur ein Spiegelbild dahinterstehender Produktionsvorgänge seien, und so steht eine technisch-mechanische Kausalität, eine Produktionslehre, Güterlehre, kurz eine technisch-naturwissenschaftliche Wirtschaftsauffassung doch überall im Hintergrund.

Man muss allerdings, um gerecht zu sein, zugeben, dass die bisherige Behandlung der Kausalfrage in den methodologischen Erörterungen durchaus ungenügend war. Die meisten Methodologen — und in Methodologie erschöpfen sich zumeist die Untersuchungen derjenigen, die über den bisherigen Zustand

1) Zeitschrift f. d. ges. Staatswissenschaft, 1936, S. 257.

hinauskommen wollen —, behandeln die Kausalfrage gar nicht. Bezeichnend dafür z. B. Sombart, der in seinem Buche «Die drei Nationalökonomien» auf diese Frage gar nicht eingeht. Seine Erörterungen über «Verstehende Nationalökonomie» enden da, wo die eigentlichen Probleme der Wirtschaftstheorie erst anfangen. Denn das «Verstehen» haben alle Zweige der Wirtschaftswissenschaft, auch Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftsbeschreibung, miteinander gemein, Wirtschaftstheorie aber bedeutet eine höhere Form des Verstehens, ein Erklären der grundlegenden wirtschaftlichen Erscheinungen aus dem richtig erkannten Identitätsprinzip der Wissenschaft. Und diese Erklärung kann nur eine kausale, und da sie auf menschliche Zwecke zurückführt, zugleich eine finale sein. Daher tritt bei Sombart und bei allen Methodologen bis in die neueste Zeit das Kernproblem: Grössen oder Zwecke? überhaupt nicht auf. Nur in meinen Arbeiten findet sich, und zwar schon seit 20 Jahren, der Hinweis, dass der wirtschaftliche Kausalzusammenhang der Entstehung der Gelderträge umgekehrt ist wie der technische der Entstehung der Produkte aus den Produktionsmitteln. Dieser Satz wird auch in der neuesten theoretischen Literatur noch regelmässig ignoriert, und wo das geschieht, liegt eine falsche Voraussetzung, eine technisch-materialistische Wirtschaftsauffassung stillschweigend allen wirtschaftstheoretischen Erörterungen zugrunde. Dass man die Gelderträge aus der Produktion ableiten könne und müsse, also eine Zurechnungslehre, ist für die Vertreter der Vulgärökonomie noch ein Axiom, meine Erklärung erscheint den Materialisten als eine «Ableitung aus der vierten Dimension».

Fast noch schlimmer und verwirrender als der Mangel des Eingehens auf das Problem: technische oder psychische Kausalität? ist die völlig falsche Einstellung gegenüber der Kausalfrage überhaupt, die sich bei dem einzigen Autor findet, der, freilich wesentlich später als ich, die naturwissenschaftliche Kausalität in der Volkswirtschaftslehre angreift, bei O. Spann. Er betrachtet Zweckhaftigkeit, Finalität und Ursächlichkeit, Kausalität als absolute Gegensätze. Für ihn ist Kausalität überhaupt nur eine technisch-naturwissenschaftliche Vorstellung. Er will «die Volkswirtschaftslehre aus der rohen Auffassung einer Kausalwissenschaft hinausheben und sie . . . als reine Zweckwissenschaft begründen» («Fundament der Volkswirtschaftslehre», 4. Aufl., S. XIII). «Die Welt des Geistigen . . . steht im Gegensatz zur Welt von Ursache und Wirkung» (ebenda S. 19). «Es gibt kein einziges Kausalgesetz in der Volkswirtschaftslehre.» Kausalität ist für Spann nur eine mechanisch-naturwissenschaftliche Kausalität. Das ist ein gewaltiger logischer Irrtum, den man eigentlich nicht für möglich halten sollte. Es gibt auch schon genug Literatur über die psychische Kausalität, z. B. Arno Lamprecht, «Die Kausalität in der Volkswirtschaft», 1925. Aber man braucht gar nicht den immerhin zweifelhaften philosophischen Begriff einer psychischen Kausalität; es genügt die einfache und unbestreitbare Beobachtung, dass das Wirtschaftsleben offenbar eine «Wirkung von menschlichen Zwecken» ist, wie ich es in den «Grundsätzen» bezeichnet habe, um die Meinung Spanns zu widerlegen. Dass die wirtschaftlichen Vorgänge auf menschliche Zwecke als Ursache zurückgehen, kann niemand bestreiten, und ebensowenig, dass es Aufgabe der Wirtschaftstheorie ist, sie — natürlich

ganz allgemein, ohne Zurückgehen auf die Bedürfnisse der einzelnen Menschen — aus solchen Zwecken zu erklären.

Dass Spann die Vorstellung kausaler Zusammenhänge in der Wirtschaft verwirft, weil er nur eine mechanische Kausalität kennt, schießt ebenso sehr über das Ziel hinaus wie seine Ablehnung der individualistischen Betrachtungsweise¹⁾. Er ist dabei auch in keiner Weise konsequent. Wirtschaften wird von ihm ganz individualistisch als Widmung von Mitteln für Ziele auf Grund des Abwägens der Mittel definiert, weil aber die Volkswirtschaftslehre unter den Begriff der Gesellschaftswissenschaft falle, wird dann doch jede vom Individuum ausgehende Erklärung abgelehnt. Er ist dann ganz in philosophischen und soziologischen Erörterungen mit höchst unklaren Begriffen steckengeblieben und hat irgendeine Erklärung grundlegender wirtschaftlicher Zusammenhänge nicht geliefert. Wo er, früher, eine solche versuchte, z. B. in seiner Schrift: «Theorie der Preisverschiebung», 1915, stand er ganz auf dem Boden einer extremen Quantitätsnationalökonomie! Seine spätere Kritik dieser Richtungen ist aber zu einem gewissen Teile berechtigt, nur ist sie schon vorher und schärfer in meinen Arbeiten geleistet, und alles, was er gegen die früheren vorbringen kann, gilt nur, weil er die meinigen ignoriert. Meine Lehre ist wohl kausal, aber zugleich Zweckwissenschaft und beruht nicht auf einer mechanischen Kausalität.

Die Versuche, die Güterlehre gegen Spanns Angriffe zu verteidigen, sind nun aber ebenso anfechtbar und schießen ebenso über das Ziel hinaus. Einen geschickten Begründungsversuch des Standpunktes der Vulgärökonomie in dieser Hinsicht finden wir bei O. Conrad, «Der Grundfehler der Lehre Othmar Spanns», Jahrb. f. Nat. u. Stat. 1936, Bd. 143. Bezeichnenderweise kritisiert er aber nicht die Verwerfung der Kausalität und ihre Auffassung als rein mechanisch — hier liegt der eigentliche Grundfehler Spanns, neben seiner, von unklaren Ganzheitsbegriffen ausgehenden kollektivistischen Betrachtungsweise —, sondern er meint: «Wo immer viele Individuen gleiche oder ähnliche Ziele in gegenseitigem Wettbewerb verfolgen, da entstehen Wirkungen, welche von diesen Zielen nicht nur weit abweichen, sondern oft genug mit ihnen in Widerspruch stehen, die somit unbeabsichtigt und ungewollt sind und die daher auch nicht aus den von den Beteiligten verfolgten Zwecken sinnvoll erklärt werden können». Gewiss sind nicht alle wirtschaftlichen Wirkungen gewollt, namentlich wenn der Anstoss von aussen kommt, wie Krieg, schlechte Ernten usw. Aber das ändert doch nichts daran, dass alle wirtschaftlichen Grundbegriffe Zweckbegriffe sind, dass kein Preis und kein Einkommen ohne darauf gerichteten wirtschaftlichen Willen entsteht; und selbst so komplexe Vorgänge wie Krisen und ihre Wirkungen entstehen doch, wie wir jetzt gelernt haben sollten, nicht mechanisch und sind auch nicht mechanisch zu beseitigen, sondern beides setzt gewisse Tendenzen, d. h. Zwecke auf seiten der Anbietenden und Nachfragenden voraus. Jedenfalls ist die grundlegende wirtschaftliche Organisation, die Struktur,

¹⁾ In der Meinung, dass es keine Kausalgesetze im strengen Sinn des Wortes, also = Naturgesetze, in der Wirtschaft gäbe, kann ich Spann beistimmen. Aber das ändert doch nichts daran, dass die wirtschaftlichen Vorgänge allgemein kausal, aber aus Zwecken zu erklären sind.

aus der Massenerscheinungen hervorgehen, nur aus menschlichen Zwecken zu erklären, und die Analogien aus der Physik, die Conrad vorbringt, sind ebenso haltlos, wie seine Beispiele höchstens etwas gegen Spanns Ablehnung der Kausalität, aber nicht das geringste für eine mechanistisch-quantitative Erklärung wirtschaftlicher Zusammenhänge beweisen.

Gänzlich falsch ist Conrads Polemik gegen Spanns Meinung, die wirtschaftlichen Zusammenhänge müssten sinnvoll sein: die Verteilung der Kapitalien auf die verschiedenen Verwendungszweige sei aber nicht sinnvoll. Es sei nicht sinnvoll, wenn sich für bestimmte Verwendungszwecke, weil sie kein Zinsertragnis abwerfen, überhaupt kein Kapital zur Verfügung stelle. «Die richtige Erklärung kann doch nur darin gefunden werden, dass in der Volkswirtschaft das Kapital nicht sinnvoll, sondern nur mechanisch nach der Rentabilität verteilt wird» (S. 409). Hier spielen offenbar kollektivistische, von der ganzen Volkswirtschaft ausgehende «Verteilungslehren» eine unheilvolle Rolle. Wenn Spann nicht selbst am meisten dieser Richtung verfallen wäre, hätte er es leicht, nachzuweisen, dass mechanisch hier willkürlich in ganz verändertem Sinne gebraucht wird. Das, was mit dem Worte sinnvoll gemeint ist — ich will damit den philosophischen Missbrauch dieses Wortes nicht verteidigen —, eben das Zurückgehen auf menschliche Zwecke, — liegt natürlich auch hier vor. Die Kapitalien verteilen sich nicht von selbst, mechanisch, sondern durch das Ertragstreben — Rentabilität ist ein Zweck —, und die Frage, wie es wirkt, wenn auf Grund von Staatszwecken Kapitalien für nicht rentable Verwendungen bereitgestellt werden, ist ein schwieriges Problem, das, wie ich in den «Grundsätzen» gezeigt habe, nur teilweise Gegenstand der Wirtschaftstheorie sein kann.

Conrad macht bei diesen Erörterungen einen weiteren logischen Fehler, genau wie sein Gegner, einen Fehler, der auch sonst sehr häufig in der Wirtschaftstheorie zu finden ist, das ist die aus der Vermischung mit der Wirtschaftspolitik entstehende Verwechslung von Zwecken der wirtschaftenden Individuen und den Zwecken der Wirtschaftspolitik, d. h. des das Wirtschaftsleben regelnden Staates. Bei Spann ist diese Vermischung seiner ganzen universalistischen Einstellung nach selbstverständlich, sie macht ihm aber auch das Verständnis für die heutige individualistische Wirtschaftsordnung unmöglich. Das Eingreifen des Staates in sie und dessen Wirkungen ist, wie gesagt, ein Problem, aber für die Möglichkeit einer mechanistischen Grössenlehre ist mit der falschen Behauptung, die Kapitalbildung, die der Staat für nicht wünschenswert hält, sei nicht «sinnvoll», die Verteilung nach der Rentabilität sei «mechanisch», nicht der geringste Beweis erbracht. Ebenso falsch ist ein anderes Beispiel Conrads: dass in der heutigen Wirtschaftsordnung ein Arbeiter mit vielen Kindern den gleichen Lohn erhalte wie ein unverheirateter, sei nicht «sinnvoll». Wenn sich der Entgelt nach der sozialen Häufigkeit oder Seltenheit der Leistung, also nach den richtig verstandenen Grundsätzen der Preisbildung richtet, ist das durchaus sinnvoll und eine solche Preisbildung in keiner Weise mechanisch, sondern nur final zu erklären. —

Das Hauptargument der Mathematiker und Funktionalisten ist immer, dass die Preise und Einkommen ziffernmässige Grössen seien, die nicht direkt mit

den «Wertschätzungen» der Konsumenten in Verbindung stehen. Das ist richtig, rechtfertigt aber keineswegs den Verzicht auf die Aufgabe, die von der Wissenschaft mit Recht seit Jahrzehnten gestellt wurde, doch die Preis- und Einkommensbildung ganz allgemein aus Zwecken der wirtschaftenden Menschen zu erklären und so die Organisation des heutigen Wirtschaftslebens verständlich zu machen. Eine mechanistische Beziehungslehre kann da nichts leisten. Spann hat auch ganz recht, wenn er auf die Unbestimmtheit der Preisrechnung hinweist. Es ist dasselbe, was ich immer betont habe, dass die Funktionalisten den Begriff des Marktes und der einheitlichen Preisbildung auf ihm ganz unzulässig verallgemeinern. Für weitaus die meisten Güter gibt es sehr verschiedene Preise, und jeder Betriebswirtschaftler weiss, wie willkürlich die anscheinend so exakten Ertragsrechnungen sind. Hier und in der Ablehnung aller Mathematik in der Wirtschaftstheorie hat Spann durchaus recht, und selbst das von Conrad zitierte Paradoxon: «der Preis ist die Rechnung des Unberechenbaren», enthält einen richtigen Gedanken, den ich freilich vorher sehr viel deutlicher ausgesprochen habe, wenn ich («Grundsätze», Bd. II, S. 130) ausführte: «Die Bedeutung des Geldes für die Menschheit besteht letzten Endes darin, dass es mit seiner Hilfe möglich wird, den meisten Mittel- und Zweckvorstellungen einen zahlenmässigen Ausdruck zu geben bzw. die an sich rein psychischen Mittel und Zwecke durch eine Zweck- und Mittelvergleichung in Zahlengrössen zu ersetzen.» Daher ist auch in meinem System zum erstenmal gezeigt, wie die wirtschaftlichen Zweck- und Mittel-, d. h. Nutzen- und Kostenvorstellungen auch auf das Geld übertragen werden, mit andern Worten, es wird der Unterschied von Konsum- und Erwerbswirtschaften entwickelt, die sich dem Gelde gegenüber verschieden verhalten, von einer «innerwirtschaftlichen Funktion des Geldes» gesprochen usw.

Vollkommen richtig, aber keineswegs neu ist auch die Kritik Spanns an den mathematischen Preistheorien, so z. B. der Einwand, dass sie Angebot, Nachfrage, Kosten als eindeutige Grössen behandeln. Die Antwort Conrads darauf ist völlig verfehlt: «Die Beantwortung der Frage, wie und woher die Preise ihre ziffernmässige Bestimmtheit erhalten, gibt und kann die Preistheorie nur für den Gleichgewichts-, richtiger Beharrungszustand geben, bei dem die Preise nicht schwanken, sondern stabil sind» (S. 415). Gleichgültig, ob man nun unter Beharrungszustand einen Zustand versteht, bei dem der Tausch aufhört (Jevons) oder, wie Conrad will, einen solchen, bei dem die Wirtschaft gleichmässig weiter verläuft, jede Vorstellung vom Gleichgewicht oder Beharrungszustand ist eine Fiktion, die, wie ich längst gezeigt habe, dem Wesen der Wirtschaft durchaus widerspricht. Alles Wirtschaften ist nur dynamisch zu verstehen, als ein fortgesetzter, aber sich nie wiederholender Prozess, in dem immer wieder von neuem Kosten, im letzten Grunde Arbeitsmühe, also ein psychischer Faktor, auf immer neue, aber nie vollkommen befriedigte Bedürfnisse aufgewendet werden, im Tauschverkehr so, dass diejenigen, die die Bedürfnisse haben, und die, die die letzten Kosten dafür aufwenden, verschiedene Personen sind. Dabei setzt aber nicht das beschränkte Vorhandensein der Güter der äusseren Natur der Bedarfsversorgung

eine Grenze — ein Grundirrtum aller materialistischen Theorien —, sondern ein psychischer Faktor, wachsende Arbeitsmühe bzw. mangelnder Überschuss von Nutzen über die Kosten, mangelnder Ertrag, der das Ziel oder die Richtschnur aller Wirtschaft ist. Nirgendwo spielt beim Wirtschaften ein Gleichgewicht eine Rolle, weder psychisch von Nutzen und Kosten noch geldwirtschaftlich von Ertrag und Kosten, noch gar von Angebot und Nachfrage. Alle Gleichgewichtsvorstellungen, auf denen die ganze heutige Theorie beruht, sind völlig abwegig. Ich habe das schon lange betont, es wird auch heute immer mehr anerkannt. Aber trotzdem kommt die Vulgärökonomie von ihrer quantitativen statischen Betrachtungsweise auf Grund ihres materialistischen Identitätsprinzips nicht los, während in meinen Schriften ein theoretisches System auf durchaus dynamischer Grundlage vorliegt.

Wie sehr die Quantitätsnationalökonomie überhaupt die Aufgaben der ökonomischen Theorie verkennt, zeigt auch gerade O. Conrad. Er kennt 13 «Bestimmungsgründe des Beharrungszustands», die alle ziffernmässige Bestimmtheit haben. Dazu gehören Bevölkerungsgrösse, Geldmenge usw. Es ist ganz klar, dass hier die Aufgabe der Theorie, den Vorgang der Preisbildung zu erklären, d. h. ganz allgemein auf die Zwecke wirtschaftender Menschen zurückzuführen, mit der wissenschaftlich sinnlosen Aufgabe, die Preise zu bestimmen, auszurechnen, verwechselt wird. Diese Aufgabe, die Preise zu «bestimmen» — man findet diese Formulierung sehr häufig in den Schriften der mathematischen Nationalökonomien — ist sinnlos. Denn zahlenmässige Bestimmtheit hat nur der einzelne Preis, die Zahl der Bestimmungsgründe aller Preise aber ist nicht 13, sondern sie ist Legion, man kann sie allenfalls in Gruppen zusammenfassen, das leistet aber für die Theorie, die den Zusammenhang zwischen Preisen und Bedürfnissen zu erklären hat, gar nichts. Die allgemeine Unklarheit über die Aufgabe der Theorie zeigt und rächt sich hier auch darin, dass regelmässig jene wahre Aufgabe der Theorie mit der Lehre von den Preisveränderungen zusammengeworfen wird. Hier aber spielen zahllose «Bestimmungsgründe» eine Rolle, und deshalb kann sie, wie ich schon in den «Grundsätzen» ausführte, nicht Gegenstand der Theorie sein, sondern gehört in die Wirtschaftsbeschreibung.

Die «Unbestimmtheit der Wirtschaftsrechnung» ist eine Tatsache, die jeder Praktiker kennt. Es ist völlig abwegig, wenn Conrad (S. 417) behauptet: «Jede Angabe des Einheitspreises, per Stück, Kilogramm, Meter, Liter usw., jeder Preiskurant ist ein Beweis dafür, dass in unserer Wirtschaft mathematisch erfassbare Gesetzmässigkeiten vorhanden sind.» Die einfache Beobachtung, dass zwei Kaufleute verschiedene Preise und Preislisten für dieselbe Ware haben, zeigt schon, dass diese Gesetzmässigkeit nicht existiert. Und wenn sie, auf Grund von Verabredungen oder Kartellen, dieselben Preise haben, so bedeutet das nicht im geringsten eine mathematische Gesetzmässigkeit, überhaupt kein naturwissenschaftliches Faktum, sondern immer eine aus individuellen Zwecken zu erklärende Tatsache. Ebenso unzutreffend sind die weiteren Ausführungen.

Allerdings weiss Conrad sehr wohl, weshalb er sich gerade mit Spann auseinandersetzt. Denn nicht nur, dass beide von einer psychischen Kaufsalität nichts wissen, ist doch gerade Spann noch immer durchaus im Banne der Quantitätsnationalökonomie, von der er ausgegangen ist, bevor er Soziologe und Sozialphilosoph wurde. Dieser Pferdefuss kommt bei Spann immer wieder zum Vorschein, z. B. bei dem von Conrad und anderen mit Recht kritisierten Satze (« Gleichgewichtigkeit gegen Grenznutzen », S. 314): « Kommen bei sonst gegebener Gliederung der Ziele und Mittel . . . 10 Schafe auf einen Ochsen, so bildet das Verhältnis 10 : 1 die Grundlage (wenigstens die erste annähernde Grundlage) ihres Austauschtes. » Eine extremere und falschere Quantitätsnationalökonomie kann es kaum geben. Solche Bemerkungen zeigen, dass Spann über seinen unklaren Leistungs- und Ganzheitsbegriffen jeden Blick für die wirkliche Wirtschaft, die auf Bedarfsvorstellungen zurückgeht, verloren hat.

Conrad hat auch Recht mit der Behauptung, das System gegenseitig bedingter Grössen, das die Gleichgewichtstheorie beschäftigt, sei in viel umfassenderem und strengerem Sinne « Ganzheitstheorie » als die Lehre Spanns (S. 417). Ich brauche mich hier mit dieser Lehre nicht zu befassen, weil ihre Ungeeignetheit, wirtschaftliche Zusammenhänge zu erklären, also wirtschaftstheoretische Probleme zu lösen, längst erwiesen ist.

Ein gewaltiger tatsächlicher und logischer Irrtum Conrads sei hier noch richtiggestellt, der zeigt, wie wenig auch er das Wirtschaftsleben zu beobachten vermag. Er spricht (S. 418) von « der im Kleinhandel herrschenden Gesetzmässigkeit, dass der Kaufpreis proportional der gekauften Warenmenge wächst »! Muss man wirklich noch einem Nationalökonomem verhalten, dass mindestens ebenso oft 5 kg, ein Dutzend usw. zu geringerem Preis pro Einheit angeboten werden als 1 kg, ein Stück! Ähnlicher Art sind aber alle anderen angeblichen « Gesetzmässigkeiten » in der Wirtschaft. Dass der Zins unabhängig von jeder Grösse des Kapitals gleichmässig gerechnet wird, mag man allenfalls als eine « mathematische Gesetzmässigkeit » bezeichnen, aber eine wirtschaftliche Gesetzmässigkeit, eine Gesetzmässigkeit wirtschaftlicher Vorgänge ist es deswegen noch lange nicht. Denn tatsächlich werden im Wirtschaftsleben je nach den besonderen Verhältnissen sehr verschiedene Zinssätze bezahlt. Wie wenig selbst bei einmal ausbedungenem Zinsfuss die individuellen Erwägungen der Kreditgeber ausgeschaltet sind, sieht man an den täglichen Kursschwankungen der Staatsanleihen und Obligationen. Selbst auf den eigentlichen « Märkten » pflegen zur selben Zeit sehr verschiedene Preise zustande zu kommen.

Ganz allgemein gilt: Wo in der Wirtschaftstheorie von « Gesetzen » die Rede ist, kann das nie im Sinne von Naturgesetzen, sondern immer nur von Tendenzen geschehen. Tendenzen bedeutet aber Abhängigkeit von Zwecken und Willen der Menschen. Nur in diesem Sinne habe ich auch mein « Gesetz des Ausgleichs der Grenzerträge » aufgestellt. Allerdings habe ich auch gesagt, dass man bei der Preis- und Einkommensbildung, bei Konjunkturschwankungen u. dgl. gewissermassen von « Naturtatsachen im menschlichen Zusammenleben » sprechen kann, weil sie anscheinend unabhängig von mensch-

lichen Zwecken entstehen. Aber das ist eben nur scheinbar. Dass Preise und Einkommen nicht von selbst entstehen, dass nicht «sich Güter gegeneinander austauschen», wie man immer wieder in der mechanistischen Theorie (einschliesslich Spann) lesen kann, ist klar. Aber man sollte heute doch auch wissen, dass auch Konjunkturschwankungen und Krisen nicht von selbst sich bilden, sondern dass sie erst wirksam werden, wenn Meinungen über die Gestaltung von Angebot und Nachfrage, kurz Zwecke dabei zur Geltung kommen.

Und aus diesem Grunde ist auch der angebliche Automatismus der kapitalistischen Wirtschaft eine Fiktion, wenn er mechanistisch verstanden wird. Dass es in der freien Verkehrswirtschaft keinen übergeordneten, ordnenden Willen gibt, bedeutet selbstverständlich nicht das Fehlen von Willen und Zwecken als Antrieb allen wirtschaftlichen Geschehens überhaupt, keinen mechanischen naturwissenschaftlichen Automatismus. So wird er aber regelmässig bei den Mechanisten verstanden, nach denen, wie Conrad sagt, «Preis, Lohn und Zins die Rolle des Regulators spielen». Derartige Anschauungen sind völlig verfehlt. Kein Preis, Zins oder Lohn kommt ohne Zwecke der Menschen zustande, und dies Zustandekommen zu erklären ist Aufgabe der Wirtschaftstheorie. Es gibt nur einen «Regulator» des Wirtschaftslebens, und das ist eben ein Zweck, der Zweck aller, einen Überschuss von Nutzen über die Kosten, einen Ertrag zu erzielen, der bei den Erwerbswirtschaften einen Geldertrag bedeutet. Nur in diesem Sinne, als Einkommen, sind Lohn und Zins Regulatoren, niemals aber sind es die Preise an sich. Das Ertragstreben ist das Organisationsprinzip des Tauschverkehrs, es geht auf das richtig, d. h. abstrakt-psychologisch erfasste wirtschaftliche Prinzip zurück, das das Einheitliche bei allen wirtschaftlichen Erscheinungen ist. Nur so fügt sich auch eine staatliche Wirtschaftspolitik ebenso in die Wirtschaftstheorie ein wie eine tauschlose Wirtschaft, d. h. nach der allgemeinen Wirtschaftstheorie kann man in der wirtschaftspolitischen Theorie die Wirkung staatlicher Eingriffe und Regelungen auf den sonst freien Tauschverkehr untersuchen.

Teleologie, besser Finalität, und Kausalität sind also keine sich ausschliessenden Gegensätze, wie viele Methodologen noch meinen. Dass man das überhaupt betonen muss, zeigt, wie sehr in der bisherigen Wirtschaftstheorie die Beobachtung vernachlässigt wurde gegenüber falschen philosophischen Axiomen.

Abschliessend möchten wir zu dieser Kontroverse Spann-Conrad sagen: Man kann nicht wohl sagen, dass die Wahrheit zwischen den beiden Anschauungen der Funktionalisten und der Universalisten in der Mitte liege. Sie liegt vielmehr abseits von den Meinungen beider Richtungen. Sie ergibt sich von selbst, wenn man an die Stelle des hergebrachten materialistischen ein logisches (oder psychologisches) abstraktes Identitätsprinzip setzt, aber nicht als ein angeblicher Gesamtzweck, sondern als das bei den einzelnen Menschen wirksame Rationalprinzip mit dem Ziel möglichst vollkommener Befriedigung seiner gesamten Bedürfnisse.

Es sei noch erwähnt, dass Spanns Definition: Wirtschaften ist Widmen von Mitteln für Ziele auf Grund des Abwägens der Mittel, selbstverständlich

keine Definition, sondern bestenfalls eine philosophische Phrase ist, deren Unklarheit deutlich zeigt, wie wenig man von der Philosophie her das Identitätsprinzip einer Spezialwissenschaft bestimmen kann. Denn eine Mittelvorstellung ohne Ziele gibt es überhaupt nicht, und das Abwägen ist nichts anderes als was ich viel schärfer und klarer mit einem Worte **Kostenverteilungsplan** genannt und aus dem wirtschaftlichen Zwecke begründet habe. Dabei ist aber wesentlich gerade das, was bei Spann fehlt und was auch ihn zu einem, wie wir sahen, zum Teil extremen «Materialisten» macht, dass **Mittel im wirtschaftlichen Sinne, d. h. Kosten, nicht eine Gütermenge, sondern die Vorstellung eines Opfers ist, das dem erstrebten Nutzen bzw. vorgestellten Bedürfnissen gegenübergestellt wird.**

Alles das ist in meinen «Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre» und, ganz kurz systematisch zusammengefasst, in meiner «Allgemeinen Volkswirtschaftslehre» dargelegt, und wer diese Arbeiten unvoreingenommen liest, d. h. wer sich von den materialistischen Doktrinen frei gemacht hat, der wird erkennen, dass darin eine wirkliche Erklärung der tauschwirtschaftlichen Organisation gegeben und damit das geleistet ist, was man von der Wirtschaftstheorie verlangen kann.
